



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ein schwarzes Marienkind.

Ein schwarzes Marienkind.

Soch oben am schönen Kilimandjaro, dessen Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt sind, während üppig wuchernde Bananenhaine seinen Fuß mit saftigem Grün umsäumen, erblickte im Jahre 1889 ein kleines Mägdlein das Licht der Welt. Noch nicht lange war es her, seitdem die ersten Glaubensboten das Land betreten hatten, um den vielen Tausenden armer Heiden, die jenen Berg bevölkern, das Licht unseres heiligen Glaubens zu bringen. Alles lag noch im finsternen Heidentum begraben.

Der Vater unserer kleinen Magtamba war ein reicher, beim Volk angesehener Mann und einer der ersten Rats Herrn des großen Häuptlings. Er besaß viele Weiber nach dortiger Landes Sitte und große Herden Vieh. Nun ward ihm noch ein schönes gesundes Mägdlein geschenkt, das ihm einst ein schönes Heiratsgut einbringen und sein großes Besitztum noch vermehren wird. Magtamba, so hatte es der Vater geheißt, wuchs in der Hütte ihrer Mutter mit noch zwei anderen Schwestern und einem Bruder auf. Nichts fehlte dem kleinen Dschagga-Mägdlein zu ihrem Glücke. Im schattigen Bananenhain, der die Hütte ihrer Mutter umgab, hingen lange, saftige Trossen, welche die Mutter, außer den goldgelben reifen, zu allerlei Gerichten zu verwerten verstand. Dort sprangen muntere Zicklein um ihre Mütter herum und in der warmen Hütte lagen behaglich ein paar schöne Milchkühe. Schöne Kleidchen brauchte die Kleine nicht. Es hatte nur das schwarz-braune Röckchen an, mit dem es auf die Welt gekommen war. Die Mutter rieb es öfters mit Fett ein, damit es nicht rauh und rissig werde und somit war es immer glatt und glänzend wie Samt. Um die Lenden trug es einen blauen Perlengürtel, an dem viele kleine Kettchen herunterbaumelten und die Blöße bedeckten. So wuchs Magtamba Jahr um Jahr heran, in der frohen Sorglosigkeit ihrer Jugend.

Wohl drangen die Glocken des Missionskirchleins auch in ihre Heimat hinein, doch sie schienen dort niemanden zu rufen. Der Vater war den weißen Missionaren nicht abgeneigt. Er wußte, daß sie gute Menschen waren, aber die Lehren, die sie vortrugen, paßten ihm nicht. Die mochten gut sein für die armen Leute, die überhaupt nicht viele Frauen bezahlen konnten, für ihn wäre das nichts. Er wollte leben und sterben wie seine Vorfahren, damit war er fertig. Somit blieb die Mission auch seinen Frauen und Kindern fremd. Schon war Magtamba 14 Jahre alt geworden, da hieß es: „Nun kommen auch weiße Frauen, die den Mädchen Unterricht geben werden.“ Und als sie wieder eine Zeitlang später von den Kindern in den Nachbarhütten hörte, wie gut und freundlich die Schwestern und wie sonderbar sie gekleidet sind, da zog auch sie eines Sonntags

die Neugierde zur Kirche hin, um die fremden Frauen zu sehen und zu erfahren, was die bereits getauften Kinder dort tun. Das war für Magtamba die Stunde der Gnade. Sie sah schon viel Christen dort andächtig in der Kirche knien und einige ihr bekannte Mädchen mit bunten Kleidchen angetan. Das war alles so ganz anders, als das, was sie bisher gesehen. Immer wieder mußte sie den Priester am Altare und das Allerheiligste in der kleinen Monstranz ansehen. Ganz stumm stand sie da und doch, erzählte sie später, war es ihr so sonderbar und traurig zumute gewesen, wie jemandem, der Heimweh fühlte, doch wußte sie es nicht zu deuten.

Von nun an ging sie öfter mit zur Kirche. Zur Schule durfte sie nicht, denn der Vater fürchtete, sie möchte eine Christin werden. Wieder vergingen zwei Jahre; Magtamba hatte keinen weiteren Unterricht genossen, doch von ihren Spielgefährten wußte sie, was es um die heilige Taufe und das Christentum sei. Sie war inzwischen ein starkes, kräftiges Mädchen geworden, eine Schönheit unter ihresgleichen, und so kam es, daß der Häuptling um sie warb, und zwar für seinen Sohn, der bald die Regentschaft antreten sollte. Der Vater war hoch erfreut; nun war ihm ein reiches Heiratsgut in Aussicht. Doch wie war er erstaunt, als seine Tochter ihm auf die Mitteilung hin, daß der junge Häuptling sie zum Weibe begehrte, fest antwortete: „Nein, Vater, ich werde keines Heiden Frau.“ „Was denn“, fragte der Vater und schon begannen seine Zornesadern anzuschwellen. „Vater, ich möchte getauft und eine Christin werden!“ Sinnlos vor Zorn, schlug der rohe Heide dem Mädchen auf den Mund, daß die Zähne bluteten. „Noch einmal sag dieses Wort und ich lasse dich blutig peitschen.“ Ruhig spuckte sie das Blut aus dem Munde und sagte noch einmal: „Vater, ich werde keines Heiden Frau, auch nicht die eines Häuptlings; ich möchte eine Christin werden.“ Darauf sperrte er sie in die Hütte ihrer Mutter ein, um sich zu besinnen. Am anderen Tage wolle er sie zwingen, ihre Zustimmung zu geben, und wenn sie nicht wolle, drohe er ihr harte Strafen an. Nun wurde der Kampf für Magtamba noch heißer. Dennoch war es für sie leichter, gegen den Zorn des Vaters anzukämpfen, als gegen das weiche Jureden der geliebten Mutter. Diese stellte ihr unter heißen Tränen vor, wie unglücklich sie beide würden, wenn sie dem Vater nicht folgen wolle, und wußte ihr das Leben einer angesehenen Häuptlingsfrau in den schönsten Farben zu schildern.

Das Mädchen, das die alte Mutter bedauerte, sagte traurig und fest: Mutter, wenn ich Euch folgen würde, wäre es auf dieser Welt schön für uns, wir kämen aber dann nachher nicht in den schönen Himmel; so habe ich es gehört von den weißen Missionaren in der Kirche.“ Sie blieb fest in ihrem Entschlusse, Christin zu werden. Am anderen Morgen kam der Vater mit

einer schweren Lederpeitsche, zu der man den Schwanz des Nilpferdes nimmt, um zu sehen, wie ihre Gesinnung jetzt sei. Als er sie ebenso fest in ihrem Entschlusse fand, getauft zu werden, wie am vorhergehenden Tage, schlug er in sinnloser Wut auf das arme Mädchen los, bis der ganze Körper voll blutiger Striemen war. Er wollte sie zu einer Sinnesänderung zwingen. Umsonst. Unter den heftigsten Schlägen rief sie: „Vater und wenn du mich todschlägst, ich werde eine Christin.“ Müde vom Schlagen und von der Erregung, ließ der harte Vater sein Kind wimmernd und blutig auf der Erde liegen. Niemand, auch die Mutter getraute sich nicht, dem armen Mädchen einen Liebesdienst zu erweisen. Den ganzen Tag lag sie da und konnte sich vor Schmerzen nicht rühren. Was sollte sie anfangen? Sie kannte den unbeugsamen Sinn des harten Vaters. Ach, wenn ihr doch von der Mission eine Hilfe käme! Aber dort kannte man sie kaum. Sie war ja immer nur dorthin gegangen, als eine heidnische Schönheit mit Perle und allerlei Zieraten geschmückt. (Schluß folgt.)



Die Vision des Dichters.

(Fortsetzung.)

„Alles ist möglich, wenn es sich um Gottes Barmherzigkeit den Sündern gegenüber handelt“, sagte der fromme Achtermann mit Überzeugung.

„Also, Harry, beginne doch endlich“, forderte Manuel gespannt.

„Nun gut! Höret meine Geschichte. Ich war der einzige Sohn reicher Farmersleute und genoß im Elternhause die vorzüglichste Erziehung. Meine Eltern waren strenggläubige Katholiken, deren Beispiel allein genügt haben sollte, mich standhaft und treu im Glauben zu erhalten.“

Aber mehrere Jahre des Leichtsinns und tollen Treibens während meiner Universitätszeit, wo ich mein eigener Herr war, schienen jede Erinnerung an das Gute, das meine Mutter mir eingepflanzt hatte, bald erstickt zu haben.

Ich fühlte den Drang in mir, Dichter, Schriftsteller zu werden und versuchte früh meine Feder — mit gutem Erfolg! Bald fing ich an, verbotene Bücher, schlechte Schriften zu lesen und meine religiösen Pflichten zu vernachlässigen. Vielleicht auch, da ich in meist protestantischen Kreisen verkehrte, erbitterte mich ihr Spott und ihre Neckereien und — offen gestanden — ich fing an mich meines Glaubens zu schämen und ward endlich so eingeschüchtert, um ihn offen zu bekennen. Zulezt stürzte ich mich kopfüber in ein Leben voll Verschwendung und Leichtfertigkeit — und schlimmere Dinge.